

(Nachdruck verboten.)

15) Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Von Peter Rosegger.

Da wäre nichts zu machen, als abzuwarten, meinte der Jakob. Wenn das Wasser abgelassen, müsse scharf an die Arbeit gegangen werden. Es würde dann, wenn der Schutt nicht gar zu mässig liege, ein fruchtbares Heujahr geben, denn, wenn unser Herrgott mit Schlamm dünge, so wisse er warum.

„Du weißt einem immer ein gutes Wort,“ sagte der Kodel.

„Besser als mein Wort sollen Dir meine Knechte dienen, wenn Du sie brauchst,“ versetzte der Jakob.

Die Sandach wurde zwar bald wieder kleiner und zahmer, das Wasser auf der Wiese klärte sich, so daß man auf den grünen oder sandigen Grund sehen konnte; aber es verlief sich nicht. Es rann immer noch von der Sandach herein und es floß unten in einem Bächlein ab; aus der Wiesenthalung, die, wie sich's jetzt zeigte, niedriger lag als die Sandach, war ein wahrhaftiger See geworden. Und in diesem See spiegelte sich gar lieblich der blaue Himmel, und in seinen klaren Tiefen schwammen unzählige Forellen hin und her.

Ist auch gut, dachte der Kodel, Fleisch ist feiner wie Heu. Und richtete sich Angeln her, baute ein schwimmendes Brücklein und begann zu fischen. Da kam denn einmal der Waldmeister Radislaus gegangen. Der blieb hier stehen und schaute dem Fischer eine Weile zu. Endlich steckte er zwei Finger in den Mund, pffte auf den See hinaus, der Bauer solle ans Land kommen. Der Bauer kam ans Land, der Waldmeister nahm ihm die Angel und die Fischlagel weg und goß diese sammt den Forellen in den See aus. Der Kodel mehrte sich nicht, sondern sagte: „Beim Gericht werden wir's erfahren, wem die Fische auf meiner Wiese gehören.“

„Ganz schön“, entgegnete der Waldmeister und ging seines Weges. Weil er aber lieber Ambos als Hammer war, so verklagte er den Fischdieb.

Jetzt hub ein Prozeß an.

Der Kodel ging zum Gericht und brachte folgendes vor: „Die Sandach hat meine Wiese überschwemmt. Das Wasser rinnt zu und ab, und es ist ein See. Jetzt will der Kappelherrn Jägerknecht die Fische von meinem See haben. Ich sage aber: Der Kappelherr hat in der Sandach das Fischrecht und nicht auf dem See. Für meinen Wiesengrund zahle ich Steuer. Das Heu ist hin auf Jahr und Tag, ich nutze die Fische und will sie zugesprochen haben.“

Der Kappelherr hatte drei Advokaten zum Prozeßführen, denn bei dem gab's fortwährend an allen Enden zu thun. Einen davon schickte er nun zum Gericht gegen den Kodel. Der Herr Doktor läßt sich's nicht nachsagen, daß er seinen Brotgeber lässig vertrete und gelernt hat er auch etwas. Er stellte bei Gericht folgendes: „Wir bauen das Fischwasser der Sandach gepachtet, ob es jetzt im Bette rinnt oder über das Ufer tritt, wir haben es gepachtet. Das Gesetz hat der Sandach keinen Weg vorgeschrieben, auf dem es rinnen muß und die Bauern sollen Schutzwehren haben, wenn ihnen das Wasser nicht recht ist. Sei das Wasser der Sandach klein oder groß, rinne es nach rechts oder links, wir haben in ihm das Fischerrecht und der Bauer Kodel, der uns die Forellen entwendet, soll bestraft werden.“

Hierauf entgegnete der Bauer Kodel: „Wer jetzt die Sandach messen will, sie hat in ihrem Bett so viel Wasser, als immer. Der See ist etwas Neues, ist im Regen vom Himmel gefallen und wenn der Kappelherr das Seewasser haben will, so soll er es pachten.“

Es handele sich ja nicht ums Wasser, sagte hierauf der Herr Doktor sehr glatt, es handele sich um die Fische. Und die Fische seien nicht vom Himmel gefallen, sie seien aus der Sandach, seien dort mit Sorgfalt und Kosten gehegt und gepflegt worden, es sei an ihrem Eigenthum kein Zweifel.

„Gut!“ rief der Kodel, dem der Muth wuchs, je stärker sich der Feind zeigte, „und wenn der See austrocknet, was geschieht? Werden die Fische so brav sein und in ihr Revier, in die Sandach, zurückschwimmen? Ich denke, sie werden auf

meiner Wiese liegen bleiben und zu stinken anheben, und da wird der gnädige Herr auf einmal keinen Anspruch darauf machen.“

Der Herr Doktor blätterte fortwährend in Büchern und Schriften um; der Kodel hatte immer zu wenig Urkunden bei der Hand, heute fehlte dies, morgen das. Es zog sich schon in die Monate hinein, die Protokolle gingen hin und her, auf und ab, und die Gesetze wurden gedreht über und über. Es schien von Anfang an klar zu sein, daß der Kodel an den Fischen kein Anrecht hatte, aber der Bauer kam immer wieder mit neuen Einwänden, die der Richter zu beachten hatte. Er sah es wohl, nach dem Buchstaben des Gesetzes war seine Sache verloren, doch der Jakob hatte ihm gesagt, daß das Gesetz nicht allein einen Leib, den Buchstaben, sondern auch einen Geist habe, und nur der Geist des Gesetzes könne unter Gottes Namen entscheiden über Recht und Unrecht. Unbegreiflich blieb es allen in Altenmoos, daß der Kodel auf seinem Wiesengrund, wo er das Wasser nicht verkauft und nicht verpachtet hatte, nicht sollte fischen dürfen! Daß bei dem großen Unglück der Ueberschwemmung ihm nicht einmal der winzig kleine Vortheil, den ihm Gott zugewandt, gönnt werden sollte! Es wäre himmelschreiend! Und lieber den ganzen Hof verprozessiren, als von der Sache lassen!

In einer der vielen schlaflosen Nächten, da der Kodel über den Handel nachsann und grübelte, fiel ihm etwas ein. — Ja, dachte er, wenn der Kappelherr nicht Eigenthümer des Wassers ist, wieso darf er seine Fische drin schwimmen lassen? Und wenn er Eigenthümer des Wassers ist, so muß er mir doch den Schaden vergüten, den mir sein Wasser angerichtet hat! — Alsogleich stand er auf und ging in eitlem Nacht hinaus nach Krebsau zum Gericht. Er wartete ungeduldig am Thore, bis die Herren ins Amt kamen, schon von weitem schmunzelte er ihnen entgegen: Ich hab's! Wir Bauern sind nicht so dumm, als wir ausschauen.

„Heute“, sagt er, „mit Verlaub, heute komme ich mit einer neuen Geschichte. 's ist eine zuwidere Sach! Wollt' sie vorbringen, wenn's verstattet wäre.“

„Ist verstattet.“

„Ich hab' einen Hund“, gab der Kodel an, „ein böses Rabenvieh, aber ich hab' ihn an der Kette. Da reißt er gestern los und beißt die Nachbarin. Jetzt will mich die Nachbarin verklagen, ich kann aber nicht dafür, daß das Best die Kette abgerissen hat.“

„Ja, lieber Bauer, da wird Euch nichts helfen“, sagte der Beamte, „Ihr müßt der Nachbarin den Schaden ersetzen, Schmerzensgeld zahlen und noch die Strafe. Ihr seit verantwortlich für Euren Hund und hättet eine stärkere Kette haben sollen.“

„Vergelt's Gott für das Urtheil!“ sagte der Bauer und verneigte sich. „Wenn der Herr Christus in Gleichnissen gesprochen hat, so wird's einem armen Bauern auch erlaubt sein. Der Kettenhund, mit Verlaub, ist die Sandach. Die Sandach ist des Kappelherrn Kettenhund; der hat losgerissen und mich gebissen, der Kappelherr muß mir Schaden, Schmerzensgeld zahlen und noch die Strafe. Gottlob, daß wir endlich einmal fertig sind!“

Der Amtmann klopfte dem Bauer auf die Achsel und sagte: „Lieber Alter, laßt Euch nicht anlachen und geht ruhig heim. Ist über Jahr und Tag das Wasser auf Eurer Wiese nicht verlaufen, so wird Euch für den Fleck die Steuer abgeschrieben werden. Achtet Ihr auf Euer Felder und Halben; Wasser und was drin ist, geht den Bauern nichts an.“

Der Kodel entgegnete schneidig: „Wenn Wasser, und was drin ist, den Bauern nichts angeht, so geht den Fischer das Land und was drauf ist nichts an. Und wenn er das Gras zertritt, so wird er sehen, was geschieht!“

„Basta!“ sagte endlich das Gericht, „die Fische gehören dem Kappelherrn.“

„So soll er sie haben,“ knurrte der Bauer zweideutig, und nun erinnerte er sich wieder einmal des alten Sprichwortes: Herrenwill' ist stärker als Bauernrecht.

Unterwegs nach Hause begegnete ihm der alte Pechöl-Naz. „Kodel!“ rief dieser ihm zu, „Du kommst mir heute jämmerlich für.“

Der Bauer erzählte, was ihm geschehen war. „Was meinst Du?“ fragte er zum Schluß.

„Wenn ich was meinen will, so muß ich mich niedersehen,“ sagte der Pechöl-Nag, „beim Gehen wird mir für die Meinung der Athem zu kurz.“

Sie setzten sich aufs Moos. Der Nag trocknete seine Stirne. „Heiß ist's,“ seufzte er. Und dann zum Rodel: „Bauer! Wenn Deine Kuh den Zaun durchbricht und läuft in den Kämpelherrnwald hinein, was geschieht?“

„Was wird geschehen,“ brummte der Bauer, „gepfändet wird mir das Vieh.“

„Gepfändet wird's,“ sagte der Nag und nickte mit dem Kopf, zum Zeichen, daß es auch so in Ordnung sei. „Und was wirst Du machen, wenn des Kämpelherrn Forellen auf Deine Wiese kommen? He, was schaust mich so groß an? Pfänden wirst sie.“

Das war wieder ein neuer Standpunkt. Aber der Schulmeister zu Sandeben rieth dem Rodel, er sollt's gut sein lassen. Gepfändete Sachen müsse man ja doch wieder zurückstellen, was wäre da anzufangen? Eine gepfändete Kuh könne man melken, eine gepfändete Forelle könne man nicht melken. Und gegen den Herrn komme der Bauer nicht auf, er könne machen, was er wolle.

Nun, so hat sich der Rodel dreingegeben, aber er hat sich's auch gemerkt. Etliche Tage nach der Entscheidung war's, daß er mit seinen Knechten unten am Rain dürres Gestrüpp verbrannte. Mit langen Hakenstangen krauten sie das Struppwerk in das Feuer und merkten es nicht, wie der Waldmeister Ladislaus an den nahen See kam, das schwimmende Brücklein losband, hinausschiffte und mit der Angel fischte. Er wollte das absichtlich vor den Augen des Rodel thun, um ihn zu ärgern. Doch zeigte es sich bald, daß der Mann auf der schaukelnden Platte nicht so stramm stand, als auf dem festen Waldboden, und weil auch ein fürwitziger Herbstwind stoßweise mitruderte, so ging die Sache wieben. Der Waldmeister trachtete, mit dem Ruderbrett gegen das Ufer zu steuern, da stieß die Platte an einen Felsblock und — patzsch! lag er im Wasser.

Wer denkt daran, daß ein Forstjäger im Gebirge schwimmen lernen sollte? Als der Mann nach dem ersten Untertauchen seinen Kopf pustend und schnappend wieder an die Luft rechte, hub er ein Jammergeschrei an und beschwor die Bauersleute, mit ihren Hakenstangen ihm zu Hilfe zu kommen.

Die Knechte sahen es. „Uh je, der Lausel! der Lausel!“ riefen sie und wollten alsbald dran. Da hielt sie der Rodel zurück und jagte strenge: „Buben, was treibt's denn? Daß's g'straft werd's! Wisst's denn nit? Wasser und was drin ist, geht den Bauern nit an.“

Sofort zogen sie sich vom Wasser zurück gegen das Feuer und schauten dem Waldmeister Ladislaus zu, der verzweifelt mit den Wellen rang und dessen Haupt immer seltener auftauchte. Endlich schlug er noch einen Arm empor, da sagte der Rodel zu seinen Knechten: „Jetzt, Buben, lauft's mit den Stanger, jetzt geht's über den Spaß. Ich hab' gemeint, der Kerl wär' zu dumm zum Ertrinken, jetzt seh' ich's, er ist gescheit genug dazu. Auf, Buben, das Fischen ist erlaubt!“

Sie sprangen ins Wasser bis an die Hüften und hatten den Ladislaus hervor; aufgespießt am Rockrücken, so hielten sie ihn jetzt mit der Stange hoch in die Luft, daß das Wasser davon niederplätscherte, wie von einem überoffenen Pudel.

„Einen Stockfisch haben wir auf der Angel!“ riefen die Knechte.

„Heraus damit!“ sagte der Rodel, „das Feuer ist angemacht, wir wollen ihn braten.“

Der Waldmeister brachte zur Noth die Hände so nahe zusammen, daß er damit bitten konnte. Sie ließen ihn nieder auf den Rasen, wo er wie eine überschwemmte Fliege eine Weile liegen blieb und aus Mund und Nase das Wasser hervorstraukelte.

Von dieser Zeit an hatte der Rodel an dem Waldmeister einen Todfeind, mit dem er sich nicht zu schämen brauchte.

Wenngleich der Ladislaus die Rettung vergaß, die ja selbstverständlich und verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, den Stockfisch vergaß er nicht. Als er erst recht trocken war, begann er dem Rodel an allen Enden und Ecken den Krieg zu erklären, und jetzt merkte es der Bauer erst, wie dicht er von der Kämpelherrschaft bereits umgarnt war. Er zappelte wie eine Mücke im Netz der Kreuzspinne.

Endlich half auch aller Zuspruch des Jakob nichts mehr. „Ich sehe es,“ sagte der Rodel und fuhr mit der flachen Hand in die leere Luft hinein, „in Altenmoos ist nichts mehr

zu machen, auf dem Kornfeld grasen die Hirschen, auf der Wiese schwimmen die Fische. Da giebt's für den Bauer keinen Platz mehr.“

Er verkaufte sein Haus an den Steppenwirth, dieser an den Kämpelherrn. Vom Steppenwirth war es nur eine Komödie gewesen, er hatte dafür sein Spielgeld.

Der Kämpelhof blickte dem fortziehenden Nachbar und bisherigen Lebensgenossen mit Bekommenheit nach. Als der Rodel, die Angehörigen hatte er vorausgeschickt, mit seinem letzten Siedelwagen an dem Bachhäufel vorbeifuhr, trat ihm ein junges abgehärtetes Weib mit einem Kinde in den Weg und bat ihn, daß er sie mitnehmen möchte hinaus nach Krebsau.

„Du bist es, Dullerl,“ sprach der Rodel, sie mitleidig anblickend, „ja wo willst denn hin mit Deinem Kindel?“

Da begann sie zu schluchzen und konnte nicht sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es hat doch sein Angenehmes, wenn man so gar nicht zu repräsentiren braucht. Wenn man nicht zu den Leuten gehört, die durchaus dabei gewesen sein müssen, wenn irgend etwas los ist. Eine Respektsperson wird man so freilich nicht; nicht einmal in seinen eigenen Augen. Aber man braucht auch die anderen nicht sonderlich respektiren, was bei einigem guten Willen gewiß gelingt; und so gleicht es sich hübsch aus.

Wenn ich mir derke, ich wäre mitten in einem festlichen Gedränge unter fünf oder sechstausend Personen, von denen jede einzelne sich einen Elitecharakter zuschreibt, wie ruppig käme ich mir dann vor. Zu all' diesen Dingen braucht man eine gewisse Ehrfurcht vor sich selber, wie sie beispielsweise die Gesellschaft hat, die sich nach dem Subskriptionsball im Opernhause drängt. Das soll nicht gerade das lustigste, aber das nobelste aller Karnevalsfeste in Berlin sein, zu denen weiteren Kreisen Zutritt gestattet wird; natürlich nicht allzu weiten Kreisen; etwa bis zur gutsituirten bürgerlichen Familie Buchholz herab. Gerade für „Buchholzens“ bedeutet der Subskriptionsball die höchste Weihe. Auf diese wackere, in Berlin tausendfach verzweigte Bürgerfamilie fällt ein verklärter Schimmer vom Subskriptionsball her. Ihn mitgemacht zu haben, das adelt in gewissem Sinne. Einmal wenigstens kann man die parfümirten Düfte der Hoslust athmen; da? entzündete Auge hat den höchsten Glanz unmittelbar vor sich; die Wunder, die die Phantasie von Pariser und Wiener Konfektionären hervorzaubert, werden von bezauberten Sinnen angefaunt. Wenn dann die Mitglieder der weitverstreuten Familie Buchholz wieder ans Alltagswerk gehen, hinter ihrem Ladentisch stehen und Eisbeine verkaufen oder sonst üben, was sie Profitables in Handel und Wandel erlernt haben: die Erinnerung, die stolze, leuchtet freundlich in ihr ferneres Leben und das Respektbewußtsein, das dem gerechten Menschen stets so wohl ansteht, bleibt gefestigt in ihnen. So haben derlei Dinge nicht zuletzt einen erzieherischen Werth.

Vielleicht hat man mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Familie Buchholz beschlossen, die Subskriptionsbälle in alter Herrlichkeit wieder aufleben zu lassen. War es doch fraglich geworden, ob das Opernhaus in diesem Jahre für den Subskriptionsball geöffnet würde. Ganz im Ernst fraglich; und es gab Berliner, die darüber sehr eingehend für und wider debattirten. Die zweifelnden Seelen können neuen Muth fassen; der Opernball wurde in diesen Tagen abgehalten und in altpreussisch-patriarchalischer Weise zeigte sich der Hof für ein paar Abendstunden dem dankbaren Bürgerthum. Und ein Gedränge herrschte, lebhafter als je: so berichteten die Blätter.

In diesem Gedränge gab es allerdings manches Absonderliche zu schauen. So weiß ein Theilnehmer zu erzählen, ihm sei die wunderliche Thatsache aufgefallen, daß sich Männer, ganz gesunde Männer — schminken. Warum auch nicht? Vielleicht wird der geschminkte Mann in der besseren Gesellschaft mode, wie der eingekürzte Korsetträger uns längst kein Fremder ist. Wie hat Schalewpear gegen die Weiber, die ihr Gesicht bemalen, mit urwüthiger Grobheit geeifert. Ob seine Kernworte ausreichen würden, hätte er von angemalten Männern gehört? Und derlei muß gerade in Berlin passiren, der Hauptstadt der Schneidigkeit, dem Mittelpunkt militärischer Tugenden. Hier, wo die Eisenkresser zu Hause sind. In Berlin, im modernen, rauhen Sparta, wie Preußens Hauptstadt im Ausland gern genannt wird, — nur der Berliner selbst nennt sich einen Spree-Athener —, solche Alfanzerie. Wer hätte das gedacht? Da preist man die männliche Kraft über alles. Man jubelt im Erobererbewußtsein und freut sich der Erobererpose. Mit Verachtung sieht man auf andere Großstädte mit degenerirender Bevölkerung herab und sieht da! bei sich selber kann man Merkmale der Degeneration erleben. Sonderbare Eitelkeit läßt Männer zum Schmincktopf greifen. Da hatten am Ende die Possendichter recht, die vor Jahren im Wallner-Theater eine Komödie aufführen ließen, in der ein höllisches Registrator vorfam. Da hatten die Teufel einen Mechanismus erfunden; sobald irgendwo auf Erden die Ehe gebrochen wurde, begann es in der Hölle zu klingeln. Am meisten klingelte es von Paris aus. Da wollte das Klingeln kein Ende nehmen. Aber ein vorwitziges Teufelchen bemerkte: In Berlin sei man beinahe auch so weit.

Da wäre es also nichts mit der herben Sittenstrenge unseres Bürgerthums.

Wenn nun schon die Männer anfangen, sich zu bemalen und über fable Züge künstlich einen Schein rosiger Jugendlichkeit breiten, dann ist es für einen Fabrikanten von Verschönerungsmitteln, wie Herr Leichner ist, allerdings leicht, ein berühmter und angesehener Mann zu werden und Feste von so hervorragendem Glanz zu geben, wie neulich eines in den Spalten des „Vorwärts“ geschildert war. Das kleine Mißverständnis mit dem bekannten Kunstkritiker, der zugleich als Kenner von Frauenmode und Frauenschönheit gilt, was will das viel besagen. Herr Leichner war stets ein Freund, man kann wohl sagen, ein Wohlthäter jener Presse, die sich so gerne Wohlthaten erweisen läßt. Oft schon habe ich den Namen Leichner gelesen; bei zahlreichen journalistischen Festlichkeiten sprang Herr Leichner mit Damenpenden, Parfumerien und ähnlichen schönen Dingen hilfreich bei; und weil ein braves Zeitungsschreiber gemüth voll von Dankgefühl ist, so vergaßen die dankbaren Journalisten auch niemals, den Namen ihres Wohlthäters recht deutlich zu bezeichnen und ihn so populär zu machen.

Wer sich um Wohlthäter emsig bewirbt, der darf über Mißverständnisse, wie über einen Tausendmarkschein, der an eine falsche Adresse abgeht, nicht allzu erstickt thun. Es ist doch merkwürdig, daß sich neuerdings die Fälle mehren, in denen, wie im Fall Liebling, Kritikern ganz ungeeignete Notenscheine angeboten werden, während es sonst die Regel und ganz gemeinverständlich ist, daß der Kritiker in seinem ganzen Leben nichts einheimst, als fastige Grobheiten. Es muß wohl einen Grund haben, daß man so bequeme Zugänglichkeit bei Kritikern vermuthet; und auch hierin äußert sich der Zusammenhang vom Presse-Kapitalismus und der Reklamewirtschaft. Da verdreht man mit geheuchelter J. Feierlichkeit die Augen, wenn von der hehren Kunst, an die der niedere Schmutz nicht reicht, die Rede ist, und am Ende treibt man die unverschämteste Reklame in künstlerischen Dingen für den, der sich die Reklame erkaufen kann. So setzt sich dann die Meinung fest, auch jeder einzelne Zeitungsschreiber sei zu kaufen und diese Meinung wird bei besonders dreisten Naturen dadurch bestärkt, daß eine Gruppe würdeloser Zeitungsschreiber sie bettelhaft umschwärmt, wenn sie Besitz und Einfluß haben.

Mit der Kunstschreiberei sind wir ohnedies schlimm genug daran. Es hat sich ein förmliches Kunst-Tartüffewesen ausgebildet. Man schwärmt von Kunst bis zur Verzückung in den Zeitungsspalten; und auf der anderen Seite grenzt es an blanke Verachtung und jämmerliches Banausenthum, wie man über Kunst schreiben und berichten läßt. Nicht dem einzelnen journalistischen Glied soll hier ein Vorwurf gemacht werden; der einzelne muß sich dem allgemeinen Mißstand fügen, auch wo er ihn empört. Kann die moderne Zeitung zur Kunst kein rechtliches Verhältniß gewinnen oder ist die jetzige Kunstpflege keiner tieferen Theilnahme werth: Gut, in beiden Fällen kann man bei der Wahrheit bleiben. Nur sollte man nicht so schrecklich viel heucheln. Mir ist das neulich wieder aufgefallen. Es starb der Chefredakteur des „Börsen-Kouriers“, Herr Davidsohn. Die Person des Dahingeschiedenen ist mir gleichgültig; ihr soll nichts Uebles nachgeredet werden. Nur das eine hat mich kurios berührt, daß unter dem Schönen und Edlen, was die Nekrologe vorbrachten, auch der Umstand erwähnt wurde, der Verstorbenen hätte gleichsam unsere Kunstkritik reformirt. Er führte nämlich die Nachkritik in Berlin ein. — Ich weiß sehr gut, daß ein anderer spekulativer Kopf diese „Reform“ eingeführt hätte, wenn Davidsohn nicht auf sie verfallen wäre. Es liegt im Zug unseres kapitalistischen Zeitungswesens, dem Publikum möglichst rasch Sensationen zuzuführen. Aber das eine Reform zu nennen, was, wie die Schnellkritik Eil und Eigenart verdirbt und verflacht, das ist denn doch ein starkes Stück. Leute, die selbst unter dem wahnwichtigen Druck sensen, über eine Unzahl von Bildern etwa, die sie wie im Flug gesehen, in ein paar Stunden ein fertiges Urtheil abzugeben, gehen noch hin und preisen die Kräfte, durch die sie geknechtet wurden. Denn es ist eine geistige Knechtschaft, was man heute dem Kunstkritiker zuzumuthet. Alpha.

Der Landstreicher.

(Nach dem New-Yorker „Plumber's Journal“.)

Er erzählte mir, daß er ein Tagelöhner sei und seit drei Jahren vergeblich Arbeit zu erlangen suchte; er leide Hunger und habe kein Geld für Nahrung und Obdach — Tag für Tag gebe er durch die Straßen New-Yorks, vergeblich nach Arbeitsgelegenheiten Umschau haltend. Als er leidenschaftlich wurde und erklärte, daß er Selbstmord begehen würde, wenn nicht eine Aenderung einträte, unterbrach ich ihn:

„Warum gehen Sie nicht fort von New-York?“

„Wohin soll ich denn gehen?“

„Gehen Sie aufs Land, gehen Sie nach Jersey. Jeder Farmer wird Ihnen Arbeit geben. Nachher, wenn die Bauaison beginnt, können Sie wieder zurückkommen.“

„Sie haben es wohl nie versucht, Herr?“

„Nein.“

„Das wußte ich. Aber ich hab's versucht und ich weiß, was dabei herauskommt. Ich bin in Jersey City gewesen. Da kam ein Polizist auf mich zu, schaut mich an und fragt:

„Was thut Ihr hier?“

„Ich will Arbeit suchen.“

„Macht, daß Ihr weiter kommt oder Ihr kommt drei Monate ins Loch!“

Ich ging weiter, in die Stadt hinein. Da traf ich wieder einen Blauen, der fragte:

„Was seid Ihr?“

„Ein armer Mann, der Arbeit sucht.“

„Trotzt Euch, Landstreicher Ihr! Seid Ihr in einer halben Stunde nicht aus der Stadt, so kommt Ihr auf sechs Monat in den Kasten!“

Ich verließ die Stadt und begab mich aufs Land. Da sah ich die Kühe weiden und die Schafe auf den Wiesen herumspringen und der Farmer spaltete Holz und sang dazu. Alles war so einladend, ich öffnete das Gatter und trat ein. Da sprang ein Hund so groß wie ein Ochse auf mich los, warf mich nieder und biß mich. Dann kam eine Frau, die goß heißes Wasser auf mich, und der Farmer schrie mich an:

„Was wollt Ihr hier, zum Teufel?“

„Ich suche Arbeit.“

„Was für Arbeit?“

„Ganz gleich, was für Arbeit!“

„Aber in Jersey hat es schon seit 1860 keine Arbeit mehr gegeben, das solltet Ihr doch wissen! Macht, daß Ihr weiterkommt!“

Ich ging weiter und nach einer Weile Weges sah ich einen Mann, der vor seiner Thür saß und rauchte. In seinem Auge war keine Spur von Güte zu entdecken und ich wollte deshalb vorübergehen. Aber er rief mich an:

„Nun, was ist mit Euch los?“

„Gar nichts.“

„Warum kommt Ihr hier vorbei?“

„Ich suche Arbeit.“

„Ei der Tausend! Das kennen wir schon. Ich will Euch Arbeit geben! Kommt mit mir!“

Es war ein Konstabler und er brachte mich vor den Richter nach Elizabeth. Der Richter sah mich an und sagte:

„Hm, ich sehe schon! Junger Mann, habt Ihr tausend Dollars in der Tasche?“

„Nein, Herr.“

„Habt Ihr Geld in der Bank liegen, habt Ihr eine Farm oder sonstige Güter?“

„Nein, Herr.“

„Hm, der schlimmste Fall von Verwahrlosung, der mir seit 5 Jahren vorgekommen ist! Ihr sucht also Arbeit — schwere Arbeit?“

„Ja, Herr.“

„Arbeit, daß der Schweiß Euch vom Körper rinnt?“

„Das ist mein Fall, Herr!“

„Dann bin ich hoch erfreut, Euch zufriedenzustellen zu können. Gefangener, steht auf! Nicht um einen guten Trunk zu thun, sondern um das Urtheil zu hören: Neun Monate harte Arbeit!“

„Wofür denn?“

„Weil Ihr in New-York gefaulenzet und in New-Jersey Arbeit gesucht habt. Führt ihn ab!“

Kleines Feuilleton.

— Ein eigenartiger Kronleuchter. In der letzten deutschen Geweihausstellung war ein Kronleuchter zu sehen, der aus Geweihen angefertigt war und die Gestalt einer Riesendistel zeigte. Zu dem Kunstwerke haben 20 000 jagdbare Thiere das Material in Gestalt von Geweihen, Hörnern, Schalen und Zähnen geliefert. Der Kronleuchter hat eine Höhe von 9 1/2 Fuß, eine Breite von 6 1/2 Fuß; der Stamm der Distel ragt 5 1/2 Fuß über den Wurzeln empor. Aus einem Ringe greifen sechs paar riesige Hirschwewehe von 12 und 14 Enden als Wurzeln nach außen. Die Blätter am Stamm sind von großen Damschäufeln zusammengestellt. Oben läuft der Stamm in neun mächtige Blüten aus, die aus den Geweihen von Spießböcken angefertigt sind. 600 Geweihe bilden die Spizen zu den Blüten. Aus der Mitte des erwähnten Ringes ragt ein Bouquet von 2 Fuß Länge hervor. Der ganze Kronleuchter wiegt drei Zentner und soll 15 000 M. kosten. —

— Schmuggler - List. An der italienisch-schweizerischen Grenze steht der Schmuggel in höchster Blüthe. Das gebirgige Gelände erschwert die Ueberwachung der Grenze, und dann ist der Schmuggel gerade von der Schweiz nach Italien sehr einträglich, weil in Italien Zucker, Spiritus und Tabak etwa dreimal so theuer ist, als in der Schweiz. Die italienische Regierung hat vor einigen Jahren, um den Schmugglern ihr Handwerk zu legen, längs der schweizerischen Grenze ein vier Meter hohes Metallnetz, eine Art chinesischer Mauer errichtet, das mit zahllosen Glöckchen behängt ist, die laut erklingen, wenn man das Netz berührt. Aber die Maßregel hat, wie aus Prozeßverhandlungen hervorging, nichts gebrungen. Wenn die Schmuggler an einer bestimmten Stelle das Netz durchbrechen wollen, so schicken sie einen der ihnen an eine andere Stelle des Netzes. Dort schüttelt er den Draht aus Leibeskräften, daß alle Glöckchen erklingen und alle benachbarten Zollwächter herbeistürzen. Vom Dunkel der Nacht begünstigt, rüttelt er sodann an dem Netze an einer noch weiter entfernt liegenden Stelle und lockt so die Zollwächter mit sich fort. Inzwischen durchschneiden die Schmuggler mit großen, eigens zu diesem Behufe hergestellten Scheeren möglichst geräuschlos an ihrer Stelle das Netz und bringen ihre Waaren in Sicherheit. —

Theater.

— Ueber die unlängst im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater vor sich gegangene Aufführung von Guttman's „Manfred“ schreibt die Wiener „Neue Revue“: „Herr Moriz v. Guttman, ein Sprößling der bekannten Kohlenfamilie Guttman, hat sich vor mehreren Jahren hierorts als Dichter etablirt. Der junge Mann produzirte eine größere Menge lyrischer Gedichte, die, dem Bankcredit des Verfassers entsprechend, in verschiedenen gefälligen Zeitungen prompt und mit größter Koulanz belobt wurden. Hierdurch „ermuthigt“, dichtete der junge Moriz für den absolut verlässlichen Kohlengruben-Bezirk von Mährisch-Strau ein Drama „Konradin“ und in jüngster Zeit einen „Manfred“, mit dem er aber, da seine Erfolge in den Wiener Blättern denn doch anfangen, ein wenig verdächtig zu riechen, nach Berlin ging, um von dort aus eine Partie neuen Dichterruhmes nach Wien importiren zu lassen. Dieses charmante Geschäftchen, an das unser Dichter den Betrag von 10 000 R. gewendet haben soll, mißlang aber vollständig, da die „Frankfurter Zeitung“ den plumpen Schwindel schonungslos aufdeckte, das von einer bezahlten Klique umjubelte „Drama“ als ein erbärmliches Nachwerk kennzeichnete und mit mannhaftem Freimuth den Versuch eines kindlichen Dilettanten abwehrte, sich mit seinem Gelde einen Platz in der Literatur zu kaufen. Das erheiterndste an der Sache ist, daß das genannte Blatt die enthusiastischen Telegramme vorhergesagte, die trotz des für alle Kenner zweifellosen Durchfalles von Guttman's „Manfred“ in den Wiener Zeitungen erscheinen würden. Die Prophezeiung bewahrheitete sich buchstäblich. Moriz ist nach wie vor in der Wiener Presse ein „hochbegabter und vielversprechender Dichter“. Demnach scheint Moriz auch zu halten, was er verspricht.“ —

Völkerkunde.

— Heirathsgebräuche auf Formosa. Das Heirathen wird unter den Eingeborenen der jetzt zu Japan gehörigen Insel Formosa in sehr einfacher Weise vollzogen. Mit dem sechzehnten Jahre verlassen die Jünglinge das Haus ihrer Eltern und beziehen ein besonderes Junggesellenhaus, das in keinem Dorfe fehlt. Hier müssen sie selbständig für ihren Unterhalt sorgen und heissen, so lange sie ledig bleiben, *Mota*. Hat ein *Mota* ein ihm passendes Mädchen gefunden und sich ihre Zuneigung erworben, so knüpft er vorläufig ein Liebesverhältniß an. Erst später folgt die Hochzeit, die in den verschiedenen Gegenden etwas verschieden gefeiert wird. In der Gegend von Lotoham trägt der junge Mann Holz und Wasser zu den Eltern des Mädchens und legt es vor ihrer Hütte nieder. Findet er in den Augen der Eltern Gefallen, so holen sie das Wasser und das Holz in die Hütte; wenn nicht, so lassen sie beides draußen unberührt. Der also abgewiesene Freier bringt dann noch verschiedene Geschenke, Kühe, Hirschgeweihe, Hirschfelle und andere den Eingeborenen werthvoll erscheinende Sachen herbei, um die Eltern günstig zu stimmen. Gelingt es ihm aber auch dann noch nicht, so — entführt er einfach das ihm geneigte Mädchen. Die Eltern haben dann kein Recht mehr auf ihre Tochter, dagegen kann der Häuptling des Stammes eine Hochzeit verbieten, und sowohl die Eltern wie die jungen Leute müssen ihm dann gehorchen. Erlaubt der Häuptling die Hochzeit, so werden alle Verwandten, Freunde und Bekannten geladen, und die Festlichkeit dauert bei den Reichen gewöhnlich mehrere Tage, bei den Armen aber nur einen Tag. —

Geographisches.

— Das Schicksal der Insel Trinidad. Die von der Verwaltung des Botanischen Gartens der Antillen-Insel Trinidad herausgegebenen Jahresberichte lassen erkennen, daß der Regensfall auf der Insel langsam, aber beständig abgenommen hat. In den zehn Jahren 1862—71 betrug der jährliche Regensfall noch durchschnittlich 158,7 Zentimeter, 1872—81 nur noch 157 und 1882—91 nur 154,5. Der letzte Bericht glaubt, wenn das so fortgehe, könne man schon jetzt die Zeit berechnen, in der die Insel Trinidad eine Wüste sein werde gleich der Sahara. Auch hier, wie so vielfach, liegt die Ursache der Verminderung des Regensfalles in der sinnlosen Vernichtung des Waldes. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Blütenwärme. Professor G. Kraus in Halle hat, wie der „Prometheus“ mittheilt, seine früheren Untersuchungen über die beträchtlichen Wärmegrade, die sich im Innern mancher Blüten entwickeln und unter anderen die Spathen mancher Arum-Arten zu angenehmen Wärmestüben für ihre nächtlichen Besucher machen, kürzlich an verschiedenen tropischen Araceen, Cycadeen und Palmen fortgesetzt und darüber in den Annalen des botanischen Gartens von Buitenzorg auf Java (Jahrgang 1896) Bericht erstattet. Bei *Ceratoramia longifolia*, einer Cycadee, d. h. einer jener Pflanzen, welche die sogenannten „Palmenwedel“ für Begräbnisse hergeben, erreichte die Blütenwärme am Tage ihr Maximum und betrug dann 38,5° bei 26,8° Luftwärme. Nehnliche Zahlen wurden bei *Macrozamia*, einer anderen Cycadeen-Gattung, beobachtet. Bei den untersuchten Araceen zeigte sich die Zeit des Wärmemaximums sehr veränderlich, fiel aber niemals in die Nacht. Bei diesen Gewächsen, zu denen unsere bekannte Calla gehört, bilden nicht die Fortpflanzungsorgane den Sitz des Wärmeherdes, sondern dieser liegt in der Keule, deren Stiel die Staubfäden und Narben am Grunde trägt. Es findet

darin eine rapide Verbrennung von Stärke und Zucker statt, welche auch bei europäischen Arten, z. B. dem italienischen Aroonstab (*Arum italicum*) eine Wärme erzeugt, die um 12 bis 16 Grad über die Lufttemperatur hinausgeht. Alle diese in ihren Blüten Wärme erzeugenden Pflanzen sind Insektenblumen, d. h. Blumen, welche der Insekten zu ihrer Befruchtung bedürfen, und die Wärmeentwicklung scheint zu den Anziehungsmitteln zu gehören. —

Astronomisches.

— Die Entstehung der Mondgebirge, vor allem ihrer Krater und Ringgebirge, zu erklären, ist bisher in überzeugender Weise noch nicht gelungen, weil diese Bildungen von irdischen im allgemeinen so stark abweichen, daß alle die zur Erklärung aufgestellten geologischen Voraussetzungen in ihrer Anwendung auf die Mondgebirge versagen. B. Wellmann (Berlin) spricht nun soeben in den „Astronomischen Nachrichten“ eine neue Ansicht aus, die, wenn sie zunächst auch noch keinen unumstößlichen Beweis liefert, doch schon zur Erklärung dieser merkwürdigen Gebilde etwas beitragen kann. Wellmann vergleicht den Bau der Mondkrater mit den Geystrbildungen in Island und im Yellowstone-Park in Nordamerika. Diese Geystr gleichen in vielen Beziehungen den Mondkratern sowohl durch die Ringform als auch durch die von vielen Ringgebirgen ausgehenden strahlenförmigen hellen Streifen, welche den Abflüssen der Geystr entsprechen. Danach wären also die Geystr als frühere „Wasservulkane“ zu betrachten. Da bei dem Mond das Verhältniß der Wärme ausstrahlenden Oberfläche zum Inhalt bedeutend größer ist, als bei der Erde, so müßte die Abkühlung der oberen Schichten auf jenem naturgemäß schneller erfolgen, als bei dieser, ein Vorgang, der überdies durch die lange Zeitdauer der Mondnächte beschleunigt wurde. Es konnte sonach eine verhältnißmäßig dünne, abgekühlte äußere feste Schicht entstehen, innerhalb der sich eine stark erhitzte, beziehungsweise feuerflüssige Masse befand. Damit aber waren die Bedingungen gegeben, auf welchen nach Bunsen's Erklärung des Geystrphänomens die „Wasservulkane“ beruhen, welche aber auf dem Mond noch bedeutend günstiger waren, als auf der Erde. Die von den Kratern ausgehenden Streifen wären demnach die ehemaligen Abflüsse der Quellen, welche durch Ablagerung ihrer kalkhaltigen Gewässer nach Aufhören der vulkanischen Thätigkeit ihre sichtbaren Spuren hinterlassen mußten. Das große Strahlungsvermögen dieser Streifen, welches den hellen Farben des Grundes der Geystrabflüsse entspricht, scheint diese Annahme wahrscheinlich zu machen. Die ungleich größere Ausdehnung und Höhe der Mondkrater erklärt sich durch die verschiedenen Verhältnisse der Schwere auf Erde und Mond. Bei weiterer Abkühlung des Mondes mußten die flüssigen und gasförmigen Bestandtheile mehr und mehr von dem Inneren aufgefogen werden, bis sie von der Oberfläche verschwand und damit den jetzigen Zustand der Mondoberfläche hinterließen. —

Technisches.

— Die Konservirung des Holzes. Während die bisher zur Konservirung des Holzes angewandten Verfahren darauf hinausliefen, dem Holze die Säfte zu entziehen und in das selbe eine fremde Masse, wie Zinkchlorid, Kreosot und dergl. einzuführen, wird bei dem Verfahren der Haskin Wood Vulcanizing Company der Saft dem Holze belassen und nur derart behandelt, daß derselbe nicht schädlich wirkt. Zu dem Zwecke wird das Holz in geschlossenen Stahlcylindern 8 bis 12 Stunden lang einer Temperatur von 150—250 Grad bei 10—14 Atmosphären Druck ausgesetzt. Die Einwirkung auf das Holz erstreckt sich bei der neuen Methode auf das gesammte Holzstück gleichmäßig. Der bei dem am verbreitetsten Verfahren der Trocknung mit Kreosot entstehende unangenehme Geruch fällt fort, so daß die Verwendung derartigen Holzes für Innenräume wieder zulässig ist. Die inneren Holzbekleidungen einiger großer Hotels in New-York sind bereits nach dem neuen Verfahren mit Erfolg behandelt worden. — (Umland's t. Rdsch.)

Humoristisches.

— Eine „feine“ Dame. Anlässlich der Volkszählung im Jahre 1895 schrieb eine wohlhabende gebildete Berlinerin folgendes auf die Zählkarte. In die Rubrik 9a, b. Beruf u. s. w.: „Madame oder Herrin; muß als solche überhaupt nicht arbeiten, hat nur die Pflicht, liebenswürdig zu sein und ihre Kinder gut zu erziehen.“ In die Rubrik 10c: Sonstige Ursache der Arbeitslosigkeit (eigene Kündigung, R. d. d. Arbeitgeber, Strike ober): „Strike ist kein deutsches Ursprungswort. Dies hat sich der Mob zur allgemeinen Lächerlichkeit zu eigen gemacht.“ —

— Getäuschte Hoffnung. Als man im Wiener Carl-Theater die Sonntags-Nachmittags-Vorstellungen einführte, blieb in der ersten Zeit das Theater regelmäßig halb leer. Der Zentral-Vergnügungspark Wiens, der Prater, lag in nächster Nähe. Eines Nachmittags wurde die Kasse wieder wenig in Anspruch genommen. Der Komiker Wittels stand gerade im Foyer, als ein Mann in ländlicher Kleidung nahte. Ist nicht viel, dachte Wittels, aber einen mehr im Zuschauerraum giebt es doch. Doch kaum war der Mann zum Kassirer getreten, brach dieser in ein lautes Lachen aus. Der Fremde hatte an der Billetkasse eine Karte nach einem Wiener Vorort verlangt, weil er das Carl-Theater für den — Nordbahnhof gehalten. —